

Wolfgang
Welt
Doris hilft

Roman

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 4051

»Doris hilft« steht an einer Wand der Bochumer Uni, an der Wolfgang Welt in seinem Wahn vorbeiläuft. Doris, so hieß doch die Bedienung in seinem Stammlokal, die er geliebt hatte – *Doris hilft* ist der vierte Roman, den Welt seinem Leben als Autor, Biertrinker, Dauersohn und Nachtwächter auf der Bochumer Wilhelmshöhe und in deren Umgebung widmet. Lauter Nachrichten aus der Wirklichkeit (1983-1991), aber es braucht jemanden wie Welt, den »größten Erzähler des Ruhrgebiets« (Willi Winkler), gewöhnlich und nicht ganz normal, der sie uns aufgreift, »anleuchtet«, sichtbar macht.

Im Anhang »Bob Dylan & Buddy Holly. Kein Vergleich«, einer der besten Artikel des Musikjournalisten Wolfgang Welt aus dem Jahr 1991.

Wolfgang Welt
Doris hilft

Roman

Mit einem Nachwort von
Willi Winkler

Suhrkamp

Die Arbeit an diesem Roman wurde durch
die Kunststiftung Nordrhein-Westfalen gefördert.

KUNSTSTIFTUNG → NRW

2. Auflage 2018

Erste Auflage 2009

Originalausgabe

suhrkamp taschenbuch 4051

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2009

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer, Waldbüttelbrunn

Printed in Germany

Umschlag: heißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-46051-1

Doris hilft

Für Barbara Römer
meine erste Leserin
in Dankbarkeit

Kaum aus der Psychiatrie entlassen, holte ich mir auf meiner Mansarde einen runter. Im Marienhospital hatte ich keinen Steifen gekriegt, was wohl an dem Hängolin lag, das die mir in den Kaffee gegeben hatten. Nun ging es wieder, und es kam gut, kam sehr gut. Ich fragte mich, ob der jahrelange Sex mit mir selbst dazu geführt hatte, daß ich plemplem geworden war. Aber dann müßten ja alle katholischen Geistlichen und Junggesellen ohne Freundin reif sein für die Klapsmühle. Sind sie es nicht auch?

Ich ging in die Badewanne. Im Krankenhaus hatte ich immer nur geduscht. Langsam ließ ich das Badedas wirken, bevor ich wieder ausstieg, um bei Wagner den Lottoschein abzugeben. Später würde ich zum Polterabend meiner Schwester gehen, die zwei Tage später heiraten wollte.

Ich mußte mich der Wilhelmshöhe versichern, meiner Heimat, meiner Welt. Ich ging raus. Neben uns wohnten, schon länger als wir, Rosenkranz und über ihnen Rosenbaum, die Schwiegereltern von Günther Eicke, dessen Frau Alkoholikerin war, mit der er schräg gegenüber in der Sonnigen Höhe wohnte, wo auch Piff Temma mit seiner Schwester lebte. Vor deren Haus warfen wir Flaschen gegen die Tür, als die Tochter von Tetzl 1964 auch Polterabend hatte, und eine Flasche, die ich griff, hatte keinen Hals mehr, und ich schnitt mir mit der Scherbe ins rechte Knie. Ich hatte eine klaffende Wunde. Meine Eltern waren an diesem Freitagnachmittag nicht zu Hause, und glücklicherweise brachte mich der Sohn unseres Nachbarn Teichmann zum Dr. Hoffknecht, der mir ein Pflaster auf das Knie klebte und mich ins Krankenhaus schickte, wo die Wunde genäht wurde.

Später, im Wahn, nahm ich an, die hätten mir was eingepflanzt, einen Sender. Dasselbe dachte ich auch, als ich ein

paar Jahre später bei Laupitz in der Kneipe die Treppe runterfiel und mit dem Kopf gegen einen Heizkörper schlug. Diesmal hatte ich die Macke über der rechten Augenbraue. Die Ärzte im Knappschaftskrankenhaus wirkten genauso besoffen wie ich. Es war noch das alte Gebäude, kurz bevor der Neubau eingeweiht wurde. Später also dachte ich, die hätten mir einen Sender eingepflanzt. Aber warum? Weil ich was ganz Besonderes war. Aber was?

Nebenan stand das Haus, in dem die Eltern meines Vaters gewohnt hatten, die ich nie kennenlernte. Der Großvater ist im Krieg nach einer Schlagwetterexplosion elendig verreckt, während seine Frau kurz nach der Währungsreform an Krebs starb. Meine damals noch junge Mutter hat sie bis zum Schluß gepflegt. Aber eigentlich war mein Vater bei seiner kinderlos gebliebenen Tante in der Stefanstraße groß geworden, die ihn sehr verwöhnte. Als erster auf der Wilhelmshöhe bekam mein Vater ein Fahrrad.

Das Haus nebenan gehörte damals schon Klingelberg. Der Friseursalon war, als ich jetzt da vorbeiging, schon einige Jahre zu und zu einer Wohnung umgewidmet. Nebenan war die Fahrschule Thomas raus und eine Postfiliale drin, nachdem die am Bahnhof geschlossen worden war. Ganz früher war ein Tante-Emma-Laden drin, den man damals noch nicht so nannte. Die Witwe Hüsken betrieb ihn, und man konnte anschreiben lassen. Die Post wurde nicht allzu stark frequentiert. Ich kaufte mir dort meine Briefmarken. Einmal war ich dabei, wie Friedhelm Plewka einen Euroscheck einlöste. Für solche Zwecke war die Post also in erster Linie da. Am Morgen, bevor ich nach Dortmund abgedriftet war, hatte ich ein Postgirokonto oder so was ähnliches eröffnet, und in meiner Abwesenheit, also während ich im Krankenhaus lag, kamen Hunderte von Formularen, die meine Eltern wieder zurückschickten. Auch wollte der Leiter der Wilhelmshöher Volksbank meinem Vater die tausend Dollar geben, die ich damals be-

stellt hatte, was mein Vater natürlich zurückwies. Er mußte aber zwanzig Mark Umtauschgebühren zahlen. Aber noch sind wir nicht bei der VB. Erst kommt mal das Haus, in dem David Hoffmann wohnte. Selbstverständlich war auch er Bergmann auf der Zeche Bruchstraße gewesen und war jetzt bei den Edelstahlwerken Witten beschäftigt. Als er noch kein Telefon hatte, schickte man ihm Telegramme, wenn seine Dienste als Experte benötigt wurden. Er spielte in seiner Freizeit gerne Karten und warf so manche Mark in den Glücksspielautomaten – genau genommen waren es zwei, die im Haus Schulte an der Wand neben der Toilette hingen. Ich weiß noch ganz genau, wie ich am Abend nach meinem Abitur mit David am Tresen stand und über dies und das redete, unter anderem über sein geliebtes Ostpreußen, und er erzählte mir, wie sie Anfang der fünfziger Jahre mit dem debilen Fritz Meier in den Puff gegangen waren und dabei zugeguckt hatten, wie er seine erste Nummer machte. Als er ihm abging, rollten seine Augen.

Um diese Tageszeit hatte das Haus Schulte zu. Der Wirt Dellmann – Karl-Heinz Sallner sagte »Frikadellmann« – hielt es morgens geschlossen, weil die Invaliden mit ihren Staublungen nicht mehr konnten oder schlicht weggestorben waren. Als wir hochzogen, war der von der Ley der Wirt. Er hatte einen Schalter, an dem man Flaschenbier kaufen konnte. Später führte er Pommes frites ein, die er oben in seiner Küche briet. Sie waren sehr fettig. Sein Nachfolger Rothermund hat dann in dem danebenliegenden Schallplattenladen 'ne regelrechte Pommesbude eröffnet. Da war mein Vater schon Stammgast in der Kneipe, denn das Haus Schulte war Vereinslokal (nicht nur) des SuS Wilhelmshöhe, und er war Hauptkassierer des Vereins. Auch blieb er öfter nach der Arbeit hängen, eine harte Zeit für meine Familie, denn er besoff sich immer besinnungslos mit Schnaps und hing dann, wenn wir ihn end-

lich nach Hause gekriegt hatten, in dem Sessel in der Küche. Er tat uns Kindern und der Mutter nichts, höchstens verbal. Er soff nicht jeden Tag, nicht einmal jede Woche, aber wenn er es tat, dann gründlich. Nach dem Rothermund kam Gerd Neemann, und ich fing selbst an, Bier zu trinken. Das erste Mal besoffen war ich mit sechzehn auf dem Polterabend meines Bruders, als ich noch der Beate Heinemann eine Torte ins Rückendekolleté kippte. Später ging ich auch ohne besonderen Anlaß zum Gerd Neemann, der ein angenehmer Wirt war. Er schrieb nie auf, was man verzehrt hatte, sondern schätzte immer, wenn man rausging. Sicher, manch einen Besoffenen wie den Friiseur Helmut Klingelberg, wenn er an seinem freien Montag spätabends schon besoffen reinkam, wird er betuppt haben.

Ich war jetzt Stammspieler in der ersten Mannschaft und hatte gerade Abitur gemacht. Zweimal nach dem Training und sonntags nach dem Spiel kehrten wir alle bei Neemann ein. Meist tranken wir eine Menge und spielten Schafskopf und knobelten (schockten). Versiertere Spieler setzen sich zu einem Skat zusammen oder klammerten. Hier lernte ich auch Paul kennen. Er war Student, etwa so alt wie mein Bruder. Er hatte ein möbliertes Zimmer bei Wohlhaupt nebenan. Er soff eine Menge, bestimmt fünfzehn Pils jeden Abend, und auch ich war bald jeden Abend da. Wie er, hatte ich mir das Rauchen angewöhnt und qualmte zwei Schachteln Reval am Tag. Meinem Sport tat es keinen Abbruch. Im Jahr davor hatte ich noch Ambitionen gehabt, in die Auswahl der Bochumer A-Jugend zu kommen, in der B-Jugend war ich es gewesen, aber zu einem Turniertermin konnte ich nicht, weil wir gerade mit der Schule in England waren, und zu nachfolgenden Spielen wurde ich nicht mehr eingeladen.

In Paul habe ich mich regelrecht verliebt. Es war da nicht das Erotische, ich fühlte mich nur von ihm angezo-

gen, suchte seine Nähe. Es war auch klar, daß wir zusammen studieren würden, ich Geschichte, wie er, und Englisch war sowieso klar. Das studierte auch Malte, ein weiterer Freund von Paul, der jeden Tag mit seinem alten VW angepeest kam. Die erste Zeit an der Uni ging gut, wir fuhren zusammen hin, nachdem wir morgens immer bei uns zu Hause einen Kaffee getrunken hatten, und ich besuchte meine Seminare. Aber besonders mit Geschichte kam ich nicht klar, und nicht mit Linguistik. Auch Shakespeare blieb mir fremd. Erst später kam ich dahinter, daß die beiden anderen überhaupt nicht studierten und den ganzen Tag nur in Bibliotheken und Cafeterien absaßen. Da ich auch keinen Bock hatte, ließ ich mich anstecken und tat auch nichts mehr. Klar war, die Zwischenprüfung würde ich nicht schaffen. Es war die Zeit, in der ich zum ersten Mal meine Eltern anlügen mußte, und ich kann mir vorstellen, daß mir diese Lüge psychisch geschadet hat. Nach vier Semestern mußte ich raus mit der Sprache, weil kein Bafög mehr kam. Ich mußte mir was anderes einfällen lassen. Ich las den *Steppenwolf* und sah mich bestätigt. Dann entschloß ich mich, auf die Pädagogische Hochschule in Dortmund zu gehen. Ich hatte keine Ahnung, ob ich Grund- oder Hauptschüler unterrichten sollte. Nachdem ich Peter Handkes Aufforderung, Hermann Lenz zu lesen, befolgt und dem Schriftsteller geschrieben hatte, der sogar antwortete, wollte auch ich Autor werden. Paul verschwand, ohne einen Ton zu sagen. Später hieß es, er habe die geschiedene Frau von Rolf Neemann geheiratet. Er hatte nie erzählt, daß er ein Krößchen mit der hatte. Mir, seinem besten Freund, hätte er es doch erzählen können. Ich hab ihn dann erst viele Jahre später wiedergetroffen.

Ich wäre sehr gern Schriftsteller geworden, aber was sollte ich schreiben? Sollte ich einen Roman daraus machen, wie ich jeden Tag in die Wirtschaft gehe und mich

besaube? Manche Tage waren ganz unterhaltsam, wenn man den Experten beim Klammern zusah, aber sollte ich schreiben, Erwin spielt die Herz zehn auf, Kurt geht mit der MI drüber, Manfred fängt sie mit dem Jas und Klöte wirft einen bei? Und das auf dreihundert Seiten? Es gab ja neuerdings den Roman *Der Skatweltmeister*, den ich mir besorgte. Aber nur mit Spielbeschreibungen kam der auch nicht aus. Ich hatte ja außerdem noch nicht viel erlebt. Ja, aber hatte Hermann Lenz viel erlebt? Vielleicht kann man Ruhe beschreiben. Ruhig war ich allerdings auch nicht. Ich hatte auch noch keine nennenswerten Frauengeschichten. Das war 1967, als *Sergeant Pepper* rauskam, die Uschi Altenhövel, die ich bei einer Klassenfete näher kennenlernte. Aber wir blieben nur ein halbes Jahr zusammen. Ficken kam nicht in Frage, wir waren damals erst vierzehn. Dann, etwa zur Zeit des Abiturs, ein Techtelmechtel mit Christa Schmalz. Sie kam eines Abends mit ihrer Mutter, die mit meiner befreundet war. Ihr Vater war langjähriger Obmann unseres Vereins. Jedenfalls kamen wir uns an diesem Abend unten in meinem Zimmer näher und küßten uns heftig. Wir verabredeten uns fürs Kino und sahen die harten *Stillen Tage in Clichy*. Das animierte sie immerhin, mir ein paar Tage später an einem abgelegenen Ort im Oberdorf ihre Brust zu zeigen. Ich durfte mal lecken, das war alles. Wir haben uns dann noch zweimal getroffen, aber ich glaube, sie suchte erfahrenere Männer. Ich weiß gar nicht, warum ich klage, kurz darauf hatte ich die nächste Affäre, mit Rainer Kaufmanns Schwester Annegret, die eine sehr gute Leichtathletin war, Juniorenfünfte im Weitspringen bei den Europameisterschaften im Jahr davor. Auch Rainer feierte mit Hanne seinen Polterabend, und auf einmal kam sie auf mich zu und fragte, ob ich mitkommen wollte. Wir gingen auf den Dachboden des Elternhauses und fingen, ohne einen Ton zu sagen, an zu knutschen. Vielleicht kannte sie mich von Spielen, in

denen sie mich gesehen hatte. Es war sehr intensiv da oben, auch wenn es nicht weiterführte. Einmal sah ihr Vater nach uns, sagte aber nichts. Dann war es Zeit zu gehen, und ich hab sie nie wieder gesprochen. Wir haben uns nicht verabredet und nichts. Wir hatten noch kein Telefon, und so konnte ich sie auch nicht anrufen. Ein-, zweimal sah ich sie noch auf dem Platz, aber da war sie mit einem Macker, den sie, glaube ich, geheiratet hat. Mittlerweile soll sie, wie so viele, geschieden sein. Das war die Zeit, in der ich nach dem Abitur anfang, auf der Ritterbrauerei zu arbeiten, und ich habe ja mal angekündigt, ich würde einen Roman über meine Zeit als Bierfahrer schreiben. Aber stellen wir das zurück.

Ich will ja den Lottoschein abgeben. Gegenüber auf der anderen Seite der Hauptstraße erstreckt sich der »D-Zug«, ein längeres Haus mit drei Stockwerken und etwa zehn Eingängen. Oben links liegt der Sultan im Fenster und läßt den lieben Gott einen guten Mann sein. Ich weiß nicht, was der da zu gucken hat. Ein endloser Strom von Autos zieht sich über die B 235. Oder hält der Ausschau nach seiner Frau, die bei Wohlhaupt arbeitet und dicke Titten hat? Da kommen wir gleich vorbei. Aber im D-Zug wohnen auch die Vaugts. Sie haben vier Kinder. In die Schule ging ich mit keinem von denen, da ich ja in der Kirchscheule war, aus unerfindlichen Gründen. Wir waren 1960 hochgezogen, aber meine Eltern ließen mich weiter im Dorf zur Schule gehen und nicht in die Somborner Straße. Daher hatte ich zunächst auch keine Freunde auf der Wilhelmshöhe, und ich ging weiter runter zum Eschweg, spielte mit Horst Lange und den anderen Schulkameraden, oder ich ging zu Robert Meißner. Ich spielte auch mit Hannes Springorum. Darauf waren meine Eltern besonders stolz, denn der alte Springorum war der Bergwerksdirektor. Dafür waren seine Söhne so doof wie Bohnenstroh, und die Alten dachten wohl, wir anderen, die wir da verkehrten,

würden einen guten Einfluß auf die Söhne ausüben. Mit Vaugts hatte ich also wenig Kontakt, auch nicht zu den anderen Kindern. Der kam erst, als ich in den Sportverein ging und anfang, Fußball zu spielen. Erich Kaiser, der neben Vaugts wohnte, war schon zu alt für mich. Wir spielten dann erst in der Bezirksliga bei den Senioren zusammen. Auch er arbeitete bei den Edelstahlwerken Witten und hatte, wie Heinz Schmalz es ausdrückte, heiße Arbeit, weshalb er nicht so oft zum Training kam. Ganz am Ende wohnte Alfred Koke mit seiner Frau. Auch er hing im Fenster. Er war mal Obmann gewesen. Sein Stammverein war Langendreerholz. Der SuS Wilhelmshöhe wurde ja erst Anfang der sechziger Jahre gegründet. Wenn wir im Sommer mit dem Sportverein wegfuhr, mit der Jugend, fuhr er meist mit, nach Österreich oder an die Ostsee. Er selbst hatte keine Kinder, war auch kein Pädagoge, aber da er als Begleiter nichts zahlen mußte, verlebte er mit seiner Frau einen billigen Urlaub.

Gegenüber Wohlhaupt. Auch hier noch eine Art Tante-Emma-Laden. Der Besitzer war verwachsen, zwei Cousins hatten geheiratet. Seine betagte Mutter lebte noch und war manchmal in dem Textilgeschäft, das nebenan lag. Er hatte auf die alten Tage noch 'ne Frau mitgekriegt, die auch leicht behindert war und den ganzen Tag an der Kasse saß. Außerdem arbeiteten da die Frau von dem Sultan und die Tochter von Kitzelmann. Sie hatten eine Wursttheke und ein kleines Sortiment, auch Obst. Im Prinzip war es ein Selbstbedienungsladen, aber nur mit tragbaren Körben, ohne Wagen, dafür war das Geschäft viel zu klein. Manchmal, wenn ich von der Arbeit kam, holte ich mir dort frische Brötchen, dann brauchte ich nicht zu dem Bäcker Mersmüller, noch ein Stück weiter hoch.

Ein Stückchen dahinter lag der Salon von Dietlinde Yousefi, wo ich mir immer die Haare schneiden ließ. Früher war hier das Haushaltswarengeschäft von Zinn gewesen,

der auch eine Klempnerei besaß. Dietlinde stammte von der Wilhelmshöhe und war mit mir zusammen konfirmiert worden. Für Wilhelmshöher Verhältnisse war sie ziemlich attraktiv. In erster Ehe hatte sie Pattek Rostek geheiratet. Die Ehe war aber gescheitert, vielleicht weil sie keine Kinder bekommen haben. Sie hat dann einen Perser genommen und zwei Kinder von ihm gekriegt.

Als ich nach Dortmund zog, wollte ich mich bei ihr rasieren lassen. Aber sie erkannte wohl, daß ich ein wenig neben mir stand, und komplimentierte mich hinaus. Da, wo früher die Drogerie von Frau Schütz gewesen war, hatte die Therese einen Fußpflegesalon aufgemacht. Noch ging meine Mutter nicht hin. Therese konnte aber von den Füßen und von der Kosmetik, die sie auch anwandte, gut leben. Daneben war der Metzgerladen, glaube ich, noch auf. Durch die starke Konkurrenz vom Divi, dem späteren Real, war er in Bedrängnis geraten. Es kam noch einer rein, der vergeblich nur Hartwurst verkaufte, und dann war aus. Später machte der Sohn vom ehemaligen Fleischer Werner, dem das Haus gehörte, Wohnungen draus.

Eine Mauer noch, dann lag an der Ecke Wagner. Arthur betrieb das Schreibwarengeschäft mit Tabakwaren und Lottoannahme in der dritten Generation. Sein Vater hatte da nebenan gewohnt, und wenn man nachts um zehn noch einen Kasten Bier brauchte, hatte man nur ans Fenster zu klopfen, und Theo reichte 'ne Kiste raus. Hier kauften die Kinder ihre Schulhefte, und jeden Tag ging ich hin und kaufte für meinen Vater Zigaretten, bevor er es sich angewöhnte, stangenweise zu kaufen. Ich kaufte ihm eine Schachtel HB und eine Schachtel Peter Stuyvesant. Er mixte immer. Ich kaufte an diesem Morgen eine Stange Benson&Hedges für mich und füllte meinen Lottoschein aus, zwei Reihen, 4, 12, 13, 31, 37, 46 und 5, 22, 23, 29, 41, 48. Und wie immer, während ich das ausfüllte, gingen meine Gedanken ein paar Jahre zurück, als ich fünf Richti-

ge hatte, von dem Geld, das mir Emma Raphael gegeben hatte, weil ich gesagt hatte, ich bräuchte mal einen Lottogewinn. Und prompt hatte ich ihn erwischt. Bei ihr müßte ich mich auch mal wieder melden. So langsam sollten ja die Bücher ihres Mannes rauskommen, gut dreißig Jahre nach seinem Freitod in den USA. Er war ein verkanntes Genie gewesen. Kunstwissenschaftler. Ich holte mir bei Wagner auch noch den *Spiegel*, der seit Montag für mich zurückgelegt war. Als ich im Krankenhaus lag, hatten ihn immer meine Eltern abgeholt und mir nach Dortmund gebracht. Zu schnuckern konnte man bei Wagner auch was kaufen, Bonbons und Lakritz, nur kein Eis, dagegen hatte die Lottogesellschaft was, weil sonst die Scheine verklebten.

Ich ging noch ein bißchen rum. Alfred Schmalz wollte ich nicht auf den Wecker fallen, der in der Stefanstraße wohnte, besonders nicht seiner Frau, die immer in der Zeit vor meinem Krankenhausaufenthalt dumm geguckt hatte, wenn ich mit Alfred loszog, weil sie dachte, wir würden irgendwelche Weiber aufreißen. Ich ging die Hauptstraße weiter, auf die andere Seite, an dem Friseursalon vorbei, der keine Konkurrenz für Dietlinde war. Ich könnte ein Stück Kuchen bei Mersmüller kaufen, ließ es aber sein und ging stattdessen in die Volksbank. Ich ließ mir meine Auszüge geben, die man damals noch nicht selbst ziehen konnte. Es war Ebbe auf meinem Konto. Ich hatte ja kein Gehalt mehr bezogen, weil mein Bruder meinem Arbeitgeber, der Sicherheitsfirma Bürder, nicht gesagt hatte, daß ich in der Psychiatrie war, sondern daß ich zu einem Studienaufenthalt in England sei. Ich versuchte, noch mal hundert Mark abzuheben, und es klappte. Jetzt war ich aber auch arg im Minus. Ich würde mich bald auf der Arbeit zurückmelden.

Unten stieß ich auf die Everstalstraße, wo auch viele Leute wohnten, die ich kannte, Karl-Horst Eisel, Willi

Schmalz, Gerd Oberlies, Henner Kortüm, Dieter Hammel. Ich glaub, Rudi Gießler lebte auch noch, der einäugige Taubenvater. Ja, die gab es immer noch, die Züchter, auch wenn sie keinen Nachwuchs mehr hatten. Ihm gegenüber lag das Getränke-Center, eine dunkle Bude, in der früher der Milchbauer Gruttmann seine Produkte verkauft hatte. Ich erinnere mich noch, daß ich da lose Milch gekriegt hatte. Jetzt gab's da Bier in Flaschen, und manche verliehen sich dahin, um sich einen zu trinken. Ich sah mal kurz rein. Heinz Pferch hatte eine Flasche am Hals. Ich trank noch nichts, war mir zu früh am Morgen, und wahrscheinlich durfte ich bei meiner Medikation auch nichts trinken. Ausdrücklich verboten hatte man es mir nicht. Ich würde ja am nächsten Tag zum Dr. Hummel gehen. Mal sehen, was der sagte.

Ich ging durch die Iserlohner Straße, wo Heinz Schmalz wohnte. Seine Tochter Christa, meine erste Brust, war längst mit Gerd Bucker verheiratet. Beppo Hübner wohnte im selben Haus, auch hier eine Art D-Zug. Nebenan Adolf Waßmann. Den würde ich gleich im Sputnik treffen, und ich ging um die Ecke in die Kneipe. Tatsächlich war Adolf mit seiner Frau da und trank Ritter Pils, während ich mir eine Fanta bestellte, sicher ist sicher. Ich hatte mir beim letzten Mal fünf Mark von Adolf geliehen, um hier beim Hannes Korinth mein Bier bezahlen zu können, und sofort sprach er mich drauf an. Ich gab sie ihm. Er war im Krieg Lokführer gewesen, und ich hatte den irren Verdacht, daß er auch Züge nach Auschwitz gefahren hatte. Er war zwar in der SPD, vertrat aber immer sehr rechte Ansichten. Kein Gegensatz. Ich war ja auch in der SPD, ging aber nicht zu den Sitzungen. Ich wußte auch nicht genau, warum ich zehn Jahre vorher eingetreten war. Mein Vater hatte gesagt, geh doch in die Politik, da kannst du immer was rausschlagen, wenn du im Beruf bist, und ich bin reingegangen, zumal mir Willy Brandts Politik

nicht unsympathisch war. Aber ich bin nur zweimal zu Versammlungen gegangen, weil mir die Leute nicht in den Kram paßten, auch nicht der spätere Oberbürgermeister Ernst-Otto Stüber. Die Meetings fanden hier im Sputnik statt, dessen kleines Gesellschaftszimmer immer ausreichte. Meine Eltern hatten hier auch Silberhochzeit gefeiert, an einem Tag, an dem ich an der Uni in einem wichtigen Seminar in Geschichte verpaßte, wie Referate verteilt wurden. Das war damals schon der erste Sargnagel für mein Studium gewesen. Sonst ging ich eigentlich nicht oft in den Sputnik, der so hieß, weil er so klein war, wie man sich in den fünfziger Jahren die Raumkapsel vorstellte. Aber das steht schon in *Buddy Holly*. Waßmann hatte auch zu. Er war ja nicht mehr drin, sondern eine nicht mehr ganz junge, alleinstehende Frau, die zumindest nicht verheiratet war, wahrscheinlich geschieden. Ich trank also meine Fanta aus und ging rüber in den Plus. Prima leben und sparen. Ich hatte keinen Auftrag von meiner Mutter wie sonst, sondern kaufte nur eine Steinofenpizza für mich. Darauf hatte ich einen Heißhunger, und bald war ich zu Hause.

Ich sagte meinen Eltern, daß ich mich bei meinem Arbeitgeber zurückmelden würde. Und sie sagten, laß das mal den Jürgen machen, sonst verplapperst du dich noch. Ich brauchte dringend Geld, aber bei der Wachfirma verdiente ich höchstens vierhundert Mark, weil ich ja nur dreimal die Woche arbeiten ging, dienstags und am Wochenende. Außerdem, hatte mein Bruder erzählt, hatten sie einen Neuen eingestellt, eine Vollzeitkraft.

Meine Eltern betüddelten mich nicht, sagten aber nicht »unser armer Sohn« oder so. Sie schwiegen erst mal. Ich sagte dann, ich müßte morgen zum Hummel, und sie meinten, ja, ist gut. Über die Krankheit hatten wir schon im Hospital gesprochen. So ganz verstanden sie sie nicht. Warum gerade ich? Warum? Hatten sie was verkehrt gemacht? Was denn? Ich hatte ja schon wieder ein Jahr ge-

logen und nicht gesagt, daß auch dieses Studium den Bach runterging, weil ich keinen Schimmer von Philosophie und den anderen Fächern hatte. Was sollte ich aber tun, einen richtigen Job würde ich ohne Ausbildung nicht finden. Also weiter lügen. Ich konnte es ihnen eben nicht antun, zu sagen, daß ich ein ewiger Versager war. Irgendwann aber müßte die Stunde schlagen. Ich konnte ja nicht ewig so tun, als würde ich studieren. Ich machte mir die Pizza und legte mich hin, bis wir zur Wohnung meiner Schwester fuhren.

Der Polterabend sollte im Keller stattfinden. Ich würde aber an der heißen Phase nicht teilnehmen, aus naheliegenden Gründen. Die Eltern meines zukünftigen Schwagers tauchten auf, die jünger waren als meine. Gabi war ja ein Nachkömmling gewesen. Keiner wußte, was sie an diesem Burschen fand. Meine Mutter vermutete, die schöne Eigentumswohnung, die ihnen Michaels Eltern zur Hochzeit geschenkt hatten. Ich jedenfalls hegte keine großen Sympathien für ihn. Ich hatte bis dahin auch kaum ein Wort mit ihm gewechselt. Die anderen Eltern fanden, es wäre an der Zeit für das Du, und wir waren natürlich einverstanden. Als dann abends die Freunde des Paares kamen, um zu feiern, zog ich mit meinen Eltern ab.

Am nächsten Morgen fuhr ich mit der Bahn raus nach Weimar, zum Hummel. Er war freundlich und nicht etwa sauer, daß ich trotz seiner Behandlung ausgerastet war. Ich übergab ihm einen Umschlag. Darin stand wahrscheinlich, daß ich Lithium einnehmen sollte, und er sagte nicht viel, außer daß ich vorläufig auf Jahre hinaus das Zeug schlucken müsse, wie ein Zuckerkranker Insulin spritzt. Ich ging runter in die Apotheke und legte das Rezept vor. Man gab mir hundert Quilonum retard. Die Firma, die die Tabletten herstellte, saß in Göttingen, und ich dachte sofort an Ute. Ihr würde ich schreiben, obwohl ich monatelang nichts von ihr gehört hatte.